

Das arme und das reiche Land

Autor(en): **Hohler, Franz / Biedermann, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **120 (1994)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-599951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das arme und das reiche Land

VON FRANZ HOHLER

Es war einmal ein kleines Land im Herzen der Alpen, das hatte es durch ständige Misswirtschaft so weit gebracht, dass ein grosser Teil des Volkes in äusserster Armut lebte.

Vor allem den Eingeborenen in den Bergen ging es immer schlechter, da die Milch, von deren Verkauf sie lebten, immer weniger wert wurde. Kamen sie aber in die Hauptstadt, um die Regierung um bessere Unterstützung zu bitten, wurden sie von dieser nur verrostet. Das einzige, was die Regierung tat, war der Bau von grossen Autobahnen durch die Bergtäler, über welche jeden Tag mehr Lastwagen brausten, welche Güter von einem Nachbarland ins andere brachten, ohne dass die Bergbewohner etwas davon zu sehen bekamen. Das einzige, was ihnen davon blieb, war der Rauch und der Gestank der schweren Motoren, die sich wie ein Giftrauch über ihre Wälder und Wiesen legte.

Ein grosser neuer Eisenbahntunnel, durch den die Lastautos auf Güterwagen hätten befördert werden können, wurde kaum gebraucht, da der Transport auf der Strasse viel billiger war. Inständig hatten die Bergstämme um ein Gesetz gebeten, welches den Lastwagen verboten hätte, den Weg über die Autobahn zu nehmen, aber für dieses Vorhaben hatte die Regierung nur Hohn und Spott übrig gehabt.

So starben in den Bergen langsam die Wälder ab, die Alpweiden verödeten, das Vieh wurde krank, und die Erträge der Milch gingen so weit zurück, dass sich die Bauern nicht einmal mehr Salz und Zucker dafür kaufen konnten.

Schliesslich fühlten sie sich von ihrer Landesregierung so verlassen, dass sie eines Tages einen riesigen Felsbrocken auf die Autobahn wälzten. Ein holländischer

Sattelschlepper prallte in das Hindernis und ging in Flammen auf, und es dauerte über einen Tag, bis die Autobahn wieder geöffnet werden konnte.

In der nächsten Nacht lagen zwei neue Felsbrocken an einer andern Stelle, diesmal traf es einen italienischen Lastwagen, in den nachher zwei deutsche Personenwagen mit Surfbrettern auf den Dächern hineinfuhren. Erneut dauerte es mehr als einen Tag, bis die Autobahn wieder befahrbar war.

Der Polizei gelang es trotz aller Anstrengungen nicht, die Rebellen ausfindig zu machen,

die sich offenbar immer wieder in die abgelegenen Gebirgstäler zurückzogen.

Die Landesregierung drohte den Bergstämmen, wenn das so weitergehe, werde sie die Armee einsetzen. Als Antwort darauf lag eines Morgens der als Teufelsstein bekannte Felsblock vor dem Portal des Gotthardautobahntunnels, und nun begann die Armee, die Bergdörfer zu bombardieren. Es fielen Bomben und Raketen auf Ställe und Wohnhäuser, in Bristen wurden das Schulhaus getroffen, in

Stans das Spital, und in Altdorf das Teilsdenkmal.

Mehr als 400 Eingeborene wurden bei diesen Aktionen getötet.

Die Empörung unter den Bergbewohnern war gross.

Sie hatten schon immer gewusst, dass die Armee nicht nur dazu diente, einen Feind von aussen zu bekämpfen, sondern auch einen solchen von innen, aber nie hatten sie gedacht, dass sie dieser Feind sein könnten. Und woher kamen nur die leichten, wendigen Flugzeuge, die mühelos in das engste Bergtal hineinkurven konnten?

Diese Flugzeuge wurden seit Jahren unter dem Namen Pilota aus Mexiko importiert, und da die Landesregierung mit den Berglern nicht verhandeln wollte, reiste eine Delegation der drei Hauptstämme, bestehend aus Sepp aus Uri, Fritz aus Schwyz und Balz aus Unterwalden, mit der Unterstützung der Gesellschaft für bedrohte Völker nach Mexiko, um mit den Betreibern der Flugzeugfabrik zu reden.

Die Pilota-Werke befanden sich in einer Stadt in der Nähe des Gebirges, in San Cristobal de las Casas. Die Gegend erinnerte Sepp, Fritz und Balz an ihre Heimat, wenn sie auch offensichtlich bedeutend reicher war.

Die Indios waren sehr freundlich zu den Gästen aus dem fernen Land, und die drei Boten durften ihr Anliegen an einer Versammlung vortragen.

Sie zeigten den Indios Fotos von den Bombardierungen von Uri, Schwyz und Unterwalden, von verbrannten Leichen von Kindern und Frauen vor ihren Alphütten, die in Schutt und Asche lagen. Auch zerstörte Skilifte und rauchende Seilbahnstationen unterstrichen den Ernst der Situation.



Es war ein kleines Land

Dann wiesen sie darauf hin, dass diese Bomben aus den in Mexiko hergestellten Pilota-Leichtflugzeugen abgeworfen wurden, und baten die Fabrikleitung und die Belegschaft, dafür zu sorgen, dass keine solchen Flugzeuge mehr in die Schweiz geliefert würden, und auch keinerlei Ersatzteile.

Zuerst antwortete der Direktor der Fabrik und bedauerte zutiefst, dass die schweizerische Urbevölkerung unter einem Bürgerkrieg zu leiden habe, er selbst habe die Schweiz wiederholt besucht und schätze gerade die Innerschweizer Bergstämme und ihre traditionelle Milch- und Skikultur besonders hoch. Nun sei es aber so, dass sie diese Flugzeuge nur zu Trainings- und Schulungszwecken in die Schweiz lieferten, und dass jetzt die schweizerische Armee an den Flügeln auch Bomben, Raketen und Bordkanonen befestige, sei ihnen völlig neu, und das könnten sie natürlich auch nicht verhindern.

Da wandten sich Sepp, Fritz und Balz an die anwesenden Arbeiter und Arbeiterinnen und fragten sie, ob sie denn mitansehen könnten, wie das, was sie in ihren Fabriken herstellten, andernorts Tod und Vernichtung über wehrlose Menschen bringe. «Ihr versteht uns doch?» rief Sepp, nicht ganz sicher, ob man ihn wirklich verstand.

Die Indios nickten. Sie verstanden sehr gut.

Dann sagte ein alter Arbeiter, den sie «El Condor» nannten, es sei eben so, dass die ganze Gegend ihren Wohlstand dieser Fabrik zu verdanken habe. Früher seien sie hier arme Kaffeepflanzer gewesen, ganz von den Launen der Börse und des Weltmarktes abhängig, und hätten für ihre Ernte nicht einmal Salz und Zucker kaufen können, hätten in dreckigen Lehmhütten gewohnt, und jetzt hätten sie Einfamilienhäuser mit Dusche, Bad und Fernsehapparat und könnten ihre Kinder zur Schule schicken, und später



könnten sie in der Fabrik einen richtigen Beruf erlernen, und deshalb dürften sie über andere Folgen ihrer Arbeit nicht zuviel nachdenken. Sie seien bestimmt nicht glücklich über diese Bombardierungen, aber ohne ihre Fabrik würden sie in die Armut zurückgeworfen, aus der sie gekommen seien, und wahrscheinlich, fügte er hinzu, sei es einfach so, dass nicht alle Menschen auf der Welt im Wohlstand leben könnten, und die, denen es nicht vergönnt sei, müssten halt versuchen, sich damit abzufinden. «Ihr versteht uns doch?» rief er laut und fast ein wenig drohend.

Alle Indios applaudierten, und der Direktor dankte seinem alten Arbeiter, der damit, wie er sagte, auch einen zutiefst christlichen Standpunkt vertreten habe, nämlich den der Nächstenliebe, was ja heisse, dass man den lieben solle, der am nächsten sei.

Er versprach den drei Eidgenossen, sich bei seiner Regierung dafür einzusetzen, dass sie einige Entwicklungshelfer zu ihnen schickten, die dann zusammen mit der Bevölkerung der bombardierten Gebiete eine Imkereigenenschaft aufziehen würden, von der sie in Mexiko den Honig zu fairen Preisen abkaufen würden.

Auch müsste es möglich sein, eine mexikanische Sanitätseinheit nach Stans zu schicken und dort das bombardierte Spital notfallmässig wiederherzustellen. «Oder warum», fragte er, «macht ihr nicht selbst eine solche Fabrik in Stans? Über eine Lizenz würden wir durchaus mit uns reden lassen.»

Als Sepp, Fritz und Balz ziemlich niedergeschlagen die Versammlung verliessen und sich überlegten, was sie zu Hause erzählen sollten, traf auf dem Fax der Firma Pilota eine Bestellung von 30 neuen Leichtflugzeugen für die schweizerische Armee ein.

Zu Schulungszwecken natürlich.